

Inhalt

Einleitung	7
<i>Auge und Licht</i>	13
<i>Götter und der lebendige Gott</i>	20
<i>Der Herr</i>	28
<i>Christliches Dasein</i>	38
<i>Anbetung</i>	52
<i>Leib</i>	60
<i>Engel</i>	67
<i>Mensch im Anruf</i>	72
<i>Zweck und Sinn, Tun und Sein</i>	86
<i>Haltungen</i>	95
<i>Wert und Herz</i>	101

<i>Gestalten im Gebeimnis</i>	110
<i>Das Böse und die Gnade</i>	123
<i>Kirche und Freiheit</i>	127
Quellennachweis	137

Einleitung

»Herz ist Geist in der Nähe des Blutes.« Dieser mündliche Ausdruck fasst gedrängt und klar – wie so viele von Guardinis Worten – eine im 20. Jahrhundert selten formulierte »Philosophie des Herzens« zusammen. Deutlicher: »Herz ist der vom Blut her heiß fühlend gewordene, aber zugleich in die Klarheit der Anschauung, in die Deutlichkeit der Gestalt, in die Präzision des Urteils aufsteigende Geist.«

Es sind solche in Sprache und Gehalt ungewohnten Sätze, getragen vom Gesicht eines langen und angefochtenen Lebens, die Guardini zum Lehrer von mehr als zwei Generationen machten. Wie es schon die Feier seines 100. Geburtstages 1985 zeigte, wird Guardini als »Jahrhundertgeschenk« wiederentdeckt: Das Schweigen, das sich vor seinem Tod in München im ominösen Jahr 1968 auf ihn legte, wird nun von neuen Lesern der jungen Generation durchbrochen; sein Geburtsland Italien widmet ihm eine 27-bändige Gesamtausgabe. Wer war dieser Mann?

Wagen wir eine kühne Kennzeichnung: »Er ist ein Denker augustinischen Geblüts; von jener Art, darin sich Metaphysik und tiefes Wissen um die Seele verbinden. Zugleich ein Humanist, von feiner Kultur des Wortes. Und ein Erzieher jener großen Art, die mit geringstem Aufwand erzieht; durch das, was sie ist, durch die Atmosphäre, die sie schafft, und eine lebenszeugende, aus ruhiger Schönheit schwingende Liebe. Er ist

noch mehr gewesen: ein confessor, der einen großen Kampf mit unüberwindlicher, aber ganz stiller Kraft führt.« Kühn ist dieses Charakterbild, weil es von Guardini selbst 1924 auf Anselm von Canterbury geschrieben wurde. Was Guardini von diesem Lehrer sagt, überträgt sich heute unschwer auf ihn selbst. Die meisten seiner unzähligen Hörer und Freunde, mit denen Guardini in der Jugendbewegung auf Burg Rothenfels seit 1920 und in den Universitäten Berlin (1923–1939), Tübingen (1945–1948) und München (1948–1962) in Berührung kam, empfanden ihn als den ruhig schaffenden, unerhört wegweisenden Lehrer. Und in der Tat wurde an ihm eine seltene, nicht normierbare Gabe der »Augenöffnung« sichtbar, Last und Geschenk in einem – weil Guardini nicht in der festgefühten Ordnung einer Disziplin, sei es Theologie oder Philosophie, Literaturwissenschaft oder Pädagogik sprechen konnte. »Ich muß den Mangel an Fach immerfort durch mehr Geist ausgleichen«, notiert der Siebzigjährige, keineswegs hochmütig, in sein Tagebuch. Also eine lebenslange Selbstprüfung, ein Geraderichten auf die eigene »Wesensgestalt« – nicht umsonst findet er 1953, eindrucksvoll wie manch andere Titel, das Wort von der »Annahme seiner selbst«. So erzog der große Erzieher zunächst und auf Dauer sich selbst, bevor er der Jugend Rat und Weisung gab. Sinnlichkeit – verstanden als Reinigung der Sinne – trifft auf Sinn; dies war Grundgedanke seines Denkens und Tuns. In den zwei bruchstückhaften Ansätzen einer Autobiografie, *Berichte über mein Leben* (1945), erscheint freilich noch ein »anderer« Guardini, der das bekannte »erasmische«, geklärte Bild nicht nur ergänzt, sondern bewegend verändert. Zur Sprache kommt dort eine merkwürdig verschattete Kindheit im elterlichen Haus in Mainz, wohin die Kaufmannsfamilie seit 1886 mit dem einjährigen, am 17. Februar 1885 in Verona geborenen Knaben für knapp 35 Jahre umsiedelte. Obwohl im Elternhaus fast ausschließlich italienische Sprache und Kultur gepflegt

wurden, wuchs der älteste Sohn mit drei jüngeren Brüdern unverlierbar in Sprache und Geistigkeit Deutschlands hinein – eine Spannung, die er nur durch den übergreifenden Gedanken an Europa in sich zu einem Ausgleich zu bringen vermochte. Auch Kindheit und Abitur 1903 liegen in Guardinis Erinnerung »wie unter Wasser«; der Knabe ist vielfältig begabt, aber ohne eine hervorstechende Anlage. Von der Mutter her trägt er ein Erbe der Schwermut in sich, das ihm ein Leben lang zu schaffen macht und das er 1928 in dem vielgelesenen Buch *Vom Sinn der Schwermut* zu einer geistigen Aufhellung führt. Das Studium bringt schmerzhaft Umwege für den jungen Mann, der in Tübingen Chemie studiert, dieses positivistisch ausgerichtete Studium abbricht und sich – wieder unberaten – auf die Nationalökonomie in München (ab 1904) und Berlin (ab 1905) verlegt. Das ungemäße Studienfach bringt ihn in eine Krise, die sich erst löst mit der unauffälligen, aber tief glückhaften Berufung zum Priestertum. Damit ist nach quälenden Umwegen der Weg gefunden, den Guardini zeit seines Lebens nicht mehr bezweifelte. Das Theologiestudium in Tübingen (ab 1906) gibt ihm endlich Sicherheit und Weite der Grundlagen: Guardini wird zu jenem Denker, der in geistiger Offenheit das Gespräch mit der »Welt« über das katholische Ghetto hinaus einleitete und selbst maßgeblich bestimmte. Guardini hat noch in den Nachwehen des Modernistenstreits die zeitgenössische Jugend für den *Sinn der Kirche* (1922) gewonnen, nachdem er sie zuvor mit dem Klassiker *Vom Geist der Liturgie* (1918) schon an das liturgisch geformte Beten, ja an den damals unerhörten Gedanken von der »Liturgie als Spiel« herangeführt hatte.

Ein weiterer schwerer Anfang war die in sich unbeschriebene Berufung auf den Lehrstuhl für »Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung« in Berlin seit dem Sommersemester 1923 an einer protestantisch gefärbten Universität,

die den jungen Professor anfänglich kaum zur Kenntnis nahm. Wohl aber taten dies die Hörer aus allen konfessionellen, auch glaubensfernen Kreisen, die Guardinis Begabung auf dem Zwischengebiet zwischen Philosophie, Theologie und Künsten binnen kurzem wahrnahmen. Es gelang dem zuerst so unsicheren Dozenten, in den 16 Berliner Jahren ein neues und streng an der Sache ausgerichtetes Verständnis christlichen Weltbezugs zu begründen. In den ganzheitlichen Blick auf die Welt bezog er – auf Max Schelers Rat hin – vor allem große europäische Gestalten ein, von Sokrates bis Rilke. Mit ihnen blickte er prüfend auf die »Sachhaltigkeit« des Christentums und stellte sie zugleich unter das Maß des »Blickes Christi«. Diese Gestaltdeutungen gipfelten in dem berühmten Buch *Der Herr* (1938), worin das Antlitz Jesu auf eine bestürzende, prägende Weise vergegenwärtigt wurde, und in der Deutung von *Welt und Person* (1938), die eine Antwort von hohem Rang auf die Existenzphilosophie Heideggers und das Autonomiedenken der Neuzeit vorstellte. 1939 brachte einen großen doppelten Einschnitt: Das Lehrverbot durch die Nationalsozialisten und die Enteignung von Burg Rothenfels beschränkten Guardini auf den Schreibtisch; der Krieg zwang ihn 1943–1945 ins Exil nach Mooshausen im schwäbischen Allgäu. 1945 nach Tübingen berufen, setzten die kulturkritischen Arbeiten ein: *Der Heilbringer in Mythos, Offenbarung und Politik* (1946), *Das Ende der Neuzeit* (1950), *Die Macht* (1951). Was Guardini hier, keineswegs wohlfeil, an Kritik der Technik, an Enthüllung von Gewalt durch die Möglichkeiten des Maschinenzeitalters und vor allem der daraus erwachsenen Mentalität leistet, was er aber auch zum Bestehen der übermäßigen Machtfülle an behutsamen und zugleich unnachgiebigen Vorschlägen aus christlicher Erhellung sagt, liest sich heute unabsichtlich modern. Auch die Münchner Jahre seit 1948 kreisen mit großer denkerischer Energie um Ethik (»Wahrheit des Tuns«), Anthropologie

und schließlich um die Gottesfrage. Die Tagebücher und vor allem die *Theologischen Briefe an einen Freund* (1964–1966) zeigen jenen Guardini, der in seinem Alter mit der Gefährdung durch die Endlichkeit ringt. Endlichkeit wird ihm ein Sinnbild des Dunklen, Nächtigen, in sich Verschlossenen der Schöpfung. Gott ist für den späten Guardini Antwort auf die Bedrohung, die im Raum der Schöpfung selbst liegt; sie erweist ihn als den Not-Wendenden, als Souverän über das persönliche Angefochtensein. »Geheime Erdbeben« laufen nach einem Wort Reinhold Schneiders durch Guardinis Texte; »Anfechtung und Treue« bleibt das Schlüsselwort für den Mann, der »ergreifend« wirkte und selbst ergriffen war. »Immer muß er einen Ketzler an seine Brust drücken und mit ihm ringen«, formulierte einer der zahllosen Hörer, Victor von Weizsäcker.

»... abgründiger (kann es) gar nicht hinuntergehen als in der Klarheit mancher Nachmittage.« Solche Sätze hallen bis heute nach. Sie haben die Erinnerung an Romano Guardini nie verstummen lassen, den großen Lehrer, den Vordenker, der sich mit unerhörter Kühnheit in die Bedrohungen des Daseins hinterließ. Aber von daher konnte er auch die Jugend, gerade in den schlimmen Jahren Deutschlands, in eine andere »abgründige Klarheit«, diejenige des Christentums, einführen.

Am 1. Oktober 2008 jährt sich der 40. Todestag des Theologen und Religionsphilosophen. Die vorliegende kleine Auswahl soll deutlich machen, worauf Guardinis unvergessene Anziehung beruhte: auf dem ungewöhnlichen Wahr-Nehmen des Wirklichen, ausgespannt zwischen Geist und Blut. Selten ist es geworden, in Theologie und Philosophie ein solches Schlagen des Herzens zu vernehmen, einen solchen anstrengenden, bedrängten Gang durch die eigene »innere Geburtsmitte«, bis das lösende Wort gefunden ist. Theorie meint bei Guardini wirklich noch Schauen und auf diese Schau, auf die Reinigung von Auge und Ohr zielen die gewählten Texte. Sie beginnen

mit dem Licht und enden bei der Kirche: Natur und Kultur treten in einen vielstimmigen Zusammenklang, wenn sich der geistige Raum dafür auftut.

»So tief die Stille! ... Sei still auch du selbst! ... Schweige, Denken! ...Leg dich, ewiges Verlangen! ... Gib Raum, gib Raum den Dingen ... Sieh, wie sie sacht hervortreten aus der Verslossenheit, aus dem stummen Dastehen, in das wir sie binden, wenn wir sie nur zum Gegenstand machen, sie kennen und brauchen ... Sieh, wie jedes in sich selbst tritt; wie in ihnen sich Mitte auftut; wie alles gleichsam sich selbstet ... Und nun gehst du unter wirklichen Wesensdingen. Die stehen da, und haben ihren Sinn in sich.«¹

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Anmerkung zur Textgestalt: Für den Sammelband *In Spiegel und Gleichnis* und für *Der Herr* wurden – sofern nicht anders angegeben – die Erstausgaben verwendet, die sprachlich weniger geglättet sind als spätere Ausgaben.

1 Romano Guardini, Kanal an der Iller, in: *In Spiegel und Gleichnis*, Mainz 1932, S. 36.